

Soziale Gerechtigkeit für alle!

Autor(en): **Clayton, Joyce**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **58 (1964)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-140925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Soziale Gerechtigkeit für alle!

Nachstehende Laienpredigt wurde am 21. Juni dieses Jahres in der Unitarierkirche von Melbourne (Australien) gehalten und vom Radio übertragen. Das hört sich einfach an. In Wirklichkeit kauften diese Gesinnungsfreunde unter großen Opfern eine halbe Stunde Radiozeit, in der sie je am Sonntagabend ihre Botschaft verbreiten. Das Thema dieser von Frau *Joyce Clayton* gehaltenen Ansprache lautet: *Soziale Gerechtigkeit für alle!*

Hannah More war eine «Wohltäterin». Sie lebte am Anfang des 19. Jahrhunderts in England, zu einer Zeit also, da Armut für die große Masse das Normale war.

Es war die «gute alte Zeit», in der kleine Kinder in der Fabrik übermüdet über ihrer Arbeit einschliefen und Frauen, auch wenn sie ein Kind erwarteten, in den Kohlenbergwerken zwölf Stunden am Tag schwere Lasten schleppten. Jene «gute alte Zeit», da Männer wie Frauen gehängt wurden, wenn sie einen Gegenstand auch nur im Werte von fünf Franken stahlen. Das einfache Volk war in keiner Weise in der Regierung vertreten und die Ausbildung fast *aller* beschränkte sich auf 1 bis 2 Jahre Armenschule. Sie kannten keinerlei Hygiene. Krankheit und früher Tod wurden als Gottes weise Fügung betrachtet. Geisteskranke behandelte man wie wilde Tiere und die überfüllten Gefängnisse waren nichts anderes als Verbrecherschulen.

Hannah More war durchaus nicht der Meinung, daß solche Verhältnisse zu bessern seien. In ihren Traktätchen, die sehr populär waren und in Millionen verkauft wurden, forderte sie die Leute auf, sich nicht zu beklagen, sondern eben das Beste aus ihrer Lage zu machen. Sie warnte vor gefährlichen Agitatoren, die Gewerkschaften gründen wollten. «Dies ist die Welt, wie sie Gott geschaffen hat. Ueberlegt es euch wohl, bevor ihr etwas daran ändert.» Sie wies auf die Revolution in Frankreich hin. «Seid dankbar, daß ihr im lieben alten England lebt, im Land der Freien.»

Hannah More betrachtete sich als Oberinstructorin der Arbeiterklasse in Sachen praktisches Christentum. Sie war sicher, daß sie recht daran tat, *den* Pfad zur Glückseligkeit aufzuzeigen — wenn nicht für dieses Leben, so doch für das Dasein nach dem Tode. Sie fand die Zustimmung der Reichen und Mächtigen für ihr Tun, sahen sie doch in ihren Ideen die wirksamste Abwehr gegen die revolutionäre Propaganda der Zeit.

William Wilberforce, der so Großartiges für die Befreiung der Negerklaven leistete (im übrigen aber ebenso fanatisch bemüht war, die Versuche der weißen, englischen Arbeiter, sich zu organisieren, zu unterdrücken. Red.), besuchte Hannah More einst in ihrem Heim in der Grafschaft Somerset. Sogar er war entsetzt über die Armut und die Zustände, mit denen die Dorfbewohner sich abzufinden hatten. «Etwas muß geschehen», sagte er, «und ich werde aus eigenen Mitteln dafür aufkommen.» Man war sich einig, daß es schlimm stehe, doch,

statt bei den prosperierenden Grundbesitzern darauf zu dringen, daß sie ihren Landarbeitern einen Lohn zahlten, von dem sie leben konnten, statt das Gesetz an den Pranger zu stellen, das mit den Armen so brutal umsprang, taten Hannah More und ihre Schwestern etwas anderes: Sie gründeten eine Sonntagsschule und hatten die Befriedigung, daß die Kinder bald die ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte zu hören bekamen. Den sozialen Uebeln — oder wenigstens denjenigen, die man glaubte kurieren zu können — war nur durch christliche Wohltätigkeit beizukommen; dies war die Ueberzeugung der Machthaber jener Zeit, aber auch großer Teile des Mittelstandes und sogar der Armen. *In Wirklichkeit verminderte Hannah Mores wie auch Wesleys Lehre den Fortschritt und ließ die Mißbräuche fortbestehen.* Ungerechtigkeiten, die das Leben der Arbeitenden von der Kindheit bis zum hohen Alter zu einer langen Plackerei machten, Furcht vor einem Ende im Armenhaus und Zittern vor der Hölle nach dem Tode taten das Ihrige, um die Arbeitenden ihres Lebens nicht froh werden zu lassen.

Ungleich Hannah More, die nichts tat, um die Ursachen des Elendes der Menschen zu überwinden, oder Wesley, der dem Armen sagte: «Glaube nur, und du bist gerettet», begannen denkende Beobachter einzusehen, daß die Gesellschaft nicht notwendigerweise so bleiben müsse, wie sie war, und daß die Ungerechtigkeit dem arbeitenden Volke gegenüber kein ewiges Gesetz sei. Sie begannen «Gottes Willen» etwas anders auszulegen. Er war für sie ein gerechter Gott, der die himmelschreienden Unterschiede zwischen dem Leben der Reichen und der Armen verabscheute. Ein Reformator wie Thomas Paine ging so weit zu sagen, *Gerechtigkeit sei seine Religion* und seine Heimat die ganze Welt. Mit der Zeit wurde Kinderarbeit, die unmenschlichen Arbeitsbedingungen in Fabriken und Kohlengruben als soziale Uebel erkannt, bekämpft und überwunden, die hygienischen Verhältnisse in den Städten verbessert, es wurden Spitäler gebaut und wenigstens die schlimmsten Mißstände in Gefängnissen und Armen- und Irrenhäusern zum Verschwinden gebracht.

Die Reformator mußten ihre Auflehnung und ihre Auffassung von Gerechtigkeit in mancher Weise entgelten, besonders wenn sie darauf hinwiesen, wie die Mächtigen die Religion für ihre Zwecke ausnützten. Man zeigte ihnen die kalte Schulter, benachteiligte sie auch wirtschaftlich in jeder Hinsicht. Mindestens verhöhnte oder verdächtigte man sie für ihre «Verirrungen». Schlimmer war, daß auch jene Volkskreise, für deren Besserstellung sie kämpften, sie oft gleichgültig im Stich ließen oder sie gar befeindeten. Die politischen Märtyrer, die ihre Zeit herausforderten, fielen, aber die Fortschritte, denen sie den Weg bahnten, blieben.

Man mag nun ausrufen: Das alles gehört doch der Geschichte an, die Schlacht ist doch heute gewonnen. Die Armut in unserer Gesellschaft ist auf dem Rückzug. Jedes Kind geht zur Schule und hat das

Recht zu stimmen, wenn es erwachsen ist (Schweiz! d. Ü.). Wir haben moderne Häuser, Autos und Television. Wir bekämpfen Krankheiten mit Medizin statt mit Gebeten. Welchen Weg wir doch zurückgelegt haben, seit Hannah More bei der Lektüre einer Schrift über die Rechte der Frau ausrief: «Was! Rechte der Frau! Nächstens wird man uns noch mit den Rechten der Kinder kommen!»

Doch bevor wir uns gar zu erhaben fühlen, sollten wir einmal genau prüfen, was wir heute, gegen das Ende des 20. Jahrhunderts, noch als vernünftig und normal akzeptieren. Bloße Andeutungen genügen, um uns von jeglicher Selbstzufriedenheit zu bewahren.

Die eleganten Außenquartiere unserer Großstädte geben wohl den Eindruck, daß die Armut überwunden worden ist. Die Welt ist jedoch so klein geworden, daß wir heute nicht mehr anders als im Weltmaßstab denken dürfen. Zurzeit sagen wir noch, der Friede sei unteilbar, bald wird es auch heißen, auch Reichtum ist unteilbar. Wenn dies auch seltsam tönt, so ist doch ganz klar, was damit gemeint ist, wenn wir uns erinnern, daß zwei Drittel der Menschheit Hunger leiden, während der letzte Drittel an einem Zuviel von Nahrungsmitteln leidet. Und doch finden wir uns damit ab. Es ist aber selbst innerhalb der Nationen nicht anders. Im reichsten Land der Erde, den USA, sind etwa 40 Millionen am Rande des Hungers, hauptsächlich weil die Wirtschaft für sie keine Verwendung mehr hat.

Früher war es möglich, durch riesige Aufträge an die Rüstungsindustrie die bestehende Arbeitslosigkeit vorübergehend zu absorbieren. Das System funktionierte bis noch vor kurzer Zeit, und das einzige, was Wallstreet zu fürchten hatte, war der Friede. Doch mit der Automation genügt auch die Spannung des kalten Krieges oder sogar ein heißer Krieg in Teilen der Erde nicht mehr, das Problem der Arbeitslosigkeit zu lösen. Der Ausweg des Krieges ist den heutigen Machthabern versperrt, denn ein neuer Großkrieg ist gleichbedeutend mit allgemeiner Vernichtung.

Dennoch wird mit der Produktion von Kriegsmaterial grauenhaftester Wirkung fortgefahren. Wir müssen uns darum immer wieder fragen, was künftige Geschlechter von uns halten werden, die wir solch hirnlose Verschwendung dulden. Nach Präsident Johnsons Erklärung werden pro Tag in Südvietnam allein eine Million Dollar vergeudet unter dem Vorwand, daß dort das Christentum gegen den Kommunismus verteidigt werden muß. Diesem Argument ist entgegenzuhalten, daß die Bevölkerung Südostasiens in erdrückender Mehrheit Nichtchristen sind. Auch hat das Vergiften der Reisfelder und das Verbrennen der Hütten samt ihren Bewohnern nichts mit christlichen Methoden, wohl aber sehr viel mit dem Gewinn zu tun, den gewisse Kreise in Südvietnam wie in den USA aus diesen Operationen ziehen. Das Christentum einer Hannah More berührte nicht einmal die Oberfläche der Probleme ihrer Zeit und das Christentum unserer Tage, das müssen wir heute einsehen, ist ebenso wirkungslos und sogar nur

zu oft ein Hindernis für den Fortschritt. So wenig man unter unserem Wirtschaftssystem, wo sich alles um den Profit dreht, das laute Rufen nach «Freiheit» aufnehmen soll, ohne zu fragen: «Freiheit wozu?», so sehr muß man sich hüten, das Schlagwort von der Verteidigung des Christentums gegen den Kommunismus unbesehen zu akzeptieren.

Hüten wir uns darum wohl, uns zuviel auf unseren hohen Stand des sozialen Ausgleichs einzubilden. Die Erwerbsgesellschaft, in der wir leben, findet sich sehr gut ab mit der Ungleichheit, wenn schon die Unterschiede heute etwas anders gelagert sind. Und ein Christentum, das sich auf bewaffnete Macht stützt, wird ebensowenig zu einer harmonischen Entwicklung der modernen Gesellschaft beitragen wie vor 150 Jahren die Lehren der Hannah More.

Solange das Profitmotiv vorherrscht, haben unsere besten Fähigkeiten und Eigenschaften wenig Möglichkeiten sich zu entwickeln. Ein tiefes Bedürfnis in uns nach Zusammenarbeit für ein gemeinsames Ziel findet in unserer Lebensweise keine Erfüllung. Der Konflikt in unseren Herzen zwischen dem Verlangen nach äußerem Erfolg und dem Wunsch nach Zusammenarbeit lähmt die besten Kräfte. Dieser innere Zwiespalt hindert uns, unser Bestes zu geben. Was wir wollen, sind gleiche Möglichkeiten für alle, ihre Persönlichkeiten zum Ausdruck zu bringen in einem Leben, das nicht auf Konkurrenz, sondern auf Zusammenarbeit und Liebe zum Nächsten gegründet ist. Nur wenn wir unsere Zukunft so planen, im Interesse aller, werden wir zu sozialer Gerechtigkeit gelangen.

Der Friedenstag an der EXPO

«Für eine solidarische Welt wirken!» stand als Losung auf einem der sieben farbigen Expo-Plakate. Doch was dies für unser Volk bedeuten würde, wurde zwar von Henri Brandt im letzten seiner fünf Filme angedeutet, aber sonst nirgends an der Expo näher erklärt. Darum ergriffen einige Friedensfreunde, vor allem aus der welschen Schweiz, die Initiative zur Durchführung eines «Friedenstages», der unter obgenannter Parole stehen sollte. Die Expo-Leitung jedoch wollte mit dieser Manifestation nichts zu tun haben und betonte, daß es sich nur um eine Kundgebung privaten Charakters handeln könne. Die Initianten mußten darum froh sein, daß sie wenigstens einen Raum innerhalb der Expo gratis zur Verfügung erhalten konnten.

So versammelten sich denn am Sonntag, dem 18. Oktober, eine Woche vor Torschluß der Ausstellung, etwa 800 Personen aus allen Gegenden der Schweiz unter dem roten Zeltdach des Casinos, das auf Pfählen über dem Wasser des Genfersees gebaut ist. Während der Referate schwebten die Schatten von Möwen über das sonnenbeschienene